Spaces of Uncertainty

Berlin Revisited

Potenziale urbaner Nischen

4 **Einführung**
Kenny Cupers

14 **Spaces of Uncertainty**
Kenny Cupers und Markus Miessen

20 **Veränderung verstehen**
Margaret Crawford

24 **Eldorado Berlin**
Florian Hertweck

36 **Ästhetik des Wiedererscheinens**
Miriam Paeslack

54 **Vom Terrain Vague zur Tyrannei des Orts**
Mariana Mogilevich

66 **Die temporäre Nutzung in der neoliberalen Stadt neu denken**
Philipp Misselwitz

78 **Die Ungewissheit des Wohnens**
Jesko Fezer

96 **Fotografien**
Kenny Cupers und Markus Miessen (2001)
Kenny Cupers und Thomas Schirmer (2016)

167 **Nachwort**
Markus Miessen

Einführung *Kenny Cupers* **Eine zerbrochene Stadt, die genau deshalb so offen ist, eine Ansammlung unbestimmter Räume, bereit, genutzt und verändert zu werden: Das ist das Berlin, das Markus Miessen und ich im Sommer 2001 porträtiert haben. Aus diesen Eindrücken ging das Buch *Spaces of Uncertainty* (Wuppertal: Müller + Busmann, 2002) hervor. Berlin ist eine Stadt, die Zerstörung, Teilung und Vernachlässigung ebenso geformt haben wie Planung und Bauen. Das Ergebnis sind jede Menge Brachflächen, übrig gebliebener Stadtraum, der, wie wir sahen, zum Rumhängen, zum Anbau von Obst und Gemüse, zum Spielen, Party- oder Geschäftemachen, zum Wohnen, sich Verstecken und für eine Vielzahl anderer Aktivitäten genutzt wurde. Es schien uns, dass Berlins Geschichte nicht nur die Zukunft, sondern auch die Gegenwart offen ließ, denn die Berliner hatten viel häufiger die Gelegenheit, offene Räume unmittelbar temporär mitzugestalten als die Bewohner der meisten anderen Städte. An diesen Orten sahen wir Raum sowohl für freies, individuelles Handeln als auch für kollektive Wünsche und wollten damit den seinerzeit vorherrschenden Themen wie Verlust, Kommerzialisierung oder Militarisierung, die die Debatten über den öffentlichen Raum prägten, etwas entgegenhalten. Die**

städtischen Ränder Berlins waren in unseren Augen eine entscheidende Ressource für das öffentliche Leben und die Stadt überhaupt.

Eine der zentralen Annahmen, die unser Denken bei diesem Projekt bestimmte, war der Gegensatz zwischen Raum und Ort. Auf der einen Seite ist die Stadt ein Gelände, das Räume produziert, die von einer Vielzahl von Kräften und Ereignissen geformt werden und die deshalb fließend und voller Veränderungspotenzial sind. Auf der anderen Seite ist die Stadt eine Sammlung von Orten, die als stabil und definiert entworfen und für die Geld, Macht und Einsatz erforderlich sind. Die Stabilität des Ortes und seine kontrollierte Entwicklung über die Zeit setzen ein Bild der Stadt voraus, ein Projekt, bei dem Architektur eine zentrale Rolle spielt. Auf eben diese konservative oder zumindest stabilisierende Funktion der Architektur reagierten wir als junge Absolventen. Um sich mit der grundsätzlichen Ungewissheit des städtischen Raumes, und nicht mit der Sicherheit des Orts, auseinandersetzen zu können, so unsere Annahme, musste man sich auf die Gegenwart einlassen.

Im Gegensatz zu dem historischen Blick, der Berlins wachsende Tourismusindustrie antreibt und die für die Planung der Zukunft so zentralen

Diskussionen über die Bewahrung des historischen Erbes bestimmt, erforderten Berlins Ränder in unseren Augen einen intensiven Gegenwartsbezug. Mit dem Fokus auf das Hier und Jetzt würde man die Fallstricke der Planung, ob der rückwärtsgerichteten oder der vorausschauenden, umgehen können. Die Macht der Ränder anzuerkennen, war also ein Mittel, das unvermeidliche „Geschichte werden“ der Stadt zu bekämpfen. Es überrascht nicht, dass wir der Idee, dieselben Orte fünfzehn Jahre später erneut aufzusuchen und zu fotografieren, zunächst skeptisch gegenüberstanden. Bedeutete der erneute Besuch etwa nicht, die Bedeutung von Geschichte anzuerkennen, ebenso wie die Unabwendbarkeit städtischen Wandels und die Macht des Ortes? Und generell: Würde das nicht unsere zentrale Behauptung, dass Berlin nicht historisch ist, gänzlich entkräften? Würden wir damit nicht genau jener ortsgebundenen Nostalgie erliegen, an der wir damals Kritik geübt hatten? Oder könnte sich in der Rückschau gar herausstellen, dass unsere Dokumentation der Räume der Ungewissheit weniger, wie Hilde Heynen es damals nannte, „schmutziger Realismus“ als vielmehr jugendlicher und letztlich unhaltbarer Idealismus war? Am Ende siegte aber doch die Neugier, und als wir diese Orte

aufsuchten, zuerst ohne großen Plan, dann immer systematischer, stellten wir fest, dass manch leerer Raum gefüllt worden und manch anderer unberührt geblieben war. Einige Orte waren zu profitablen Investitionsobjekten geworden, während andere noch immer nicht erschlossen waren und sich damit in einem Zustand anhaltender Ungewissheit befanden. Wie ließen sich diese Veränderungen deuten?

Das erneute Aufsuchen dieser Orte setzt Distanz voraus. Distanz erlaubt es einem, in einen Raum zurückzukehren und ihn neu zu erleben. Aber dieses Erleben ist natürlich nie wirklich neu, sondern durchsetzt mit persönlichen Erinnerungen, kulturellen Annahmen, Eindrücken, die vermittelt wurden, sowie überdeterminierten, nicht genauer identifizierten Bildern dieser Stadt. Jeder der Urbanisten, die wir eingeladen haben, einen Beitrag zu diesem Buch zu verfassen, hat ein anderes Verhältnis zu Berlin, sodass jede(r) von ihnen die Veränderungen Berlins unterschiedlich erlebt. Einige wohnen seit vielen Jahren in Berlin und sind Experten, andere haben sie gerade das erste Mal besucht. Doch sie alle stellen auf die eine oder andere Weise in ihren Beiträgen fest, dass Berlin keine Stadt der Lücken und der Ungewissheit mehr ist. Ob das dem Einsetzen globaler neoliberaler Entwicklungen

geschuldet oder aber auf die verspätete Verwirklichung des nach der Wiedervereinigung viel beschworenen Traums von Berlin als einer „normalen Stadt“ zurückzuführen ist, wie Florian Hertweck in seinem Beitrag vermutet – die Gegenüberstellung der Fotografien von 2001 und 2016 lässt sich als Beweis für den Wandel Berlins lesen. Aber es gibt nicht nur eine Lesart für diese Bilder, die mehr vermitteln als das bloße Füllen städtebaulicher Lücken. Sie zeigen auch, wie die städtischen Ränder im Prozess der Stadtentwicklung kannibalisiert werden, indem genau die Räume und Eigenschaften ästhetisiert werden, die später der Verdrängung zum Opfer fallen. Im Prozess der Nutzung von Brachflächen wird, so führt Miriam Paeslack in ihrem Beitrag aus, die Ästhetik der Brache und der Vernachlässigung übernommen und taucht in der Folge als eine Art „Hyperkultur“ wieder auf. Dieses Phänomen ist, wie Mariana Mogilevich wiederum erläutert, Teil eines globalen politisch-ökonomischen Prozesses, in dem der taktische Urbanismus wie das Selbstbasteln und -bauen und der Straßenhandel nicht länger eine Waffe der Schwachen ist, sondern von allen genutzt wird, insbesondere auch von mächtigen Unternehmen und Regierungsinstitutionen. Es handelt sich also um einen Prozess

der kontrollierten kommerziellen Ausbeutung der marginalen Räume der Stadt. Dieses Buch zeigt die widersprüchlichen Auswirkungen eines globalisierten Hipster-Urbanismus, in dem Maker-Pop-up-Stores Hand in Hand gehen mit Top-down-Strategien wie Grundstücksspekulation oder großflächiger Erschließung.

Doch, wie Margaret Crawford in ihrem Beitrag ausführt und wie der Vergleich der Fotografien von damals und heute beweist, findet die Besiedlung der ungenutzten Räume nicht flächendeckend statt. Auch wenn politisch-ökonomische Prozesse sich weltweit in einer bemerkenswert ähnlichen urbanen Ästhetik manifestieren, finden sie nicht unabhängig von den historischen und zeitgenössischen Besonderheiten der Städte statt. Der Erfolg der Stadtentwicklung hängt zunehmend von ihrer Fähigkeit ab, diese Besonderheiten der Städte zu verwerten und sie als steuerbares Image zu reproduzieren. Doch eine Stadt ist immer tiefgründiger als jedes Bild. In seinem Essay zeigt Philipp Misselwitz am Beispiel des ehemaligen Flughafens Tempelhof, dass in Berlin nicht immer die Regierung und die Stadtentwickler gewinnen. Die ablehnende Haltung der Berliner gegenüber den Plänen, Wohnungen auf dem riesigen Gelände des alten Flugfelds zu

errichten, das mittlerweile als Park genutzt wird, bedeutet aber noch nicht, dass die Bürger gewonnen hätten. Ihre Ablehnung ließe sich einerseits zwar als Erfolg einer demokratischen Bottom-up-Entscheidungsfindung feiern, andererseits kann man darin aber auch einen Ausdruck von NIMBY-Verhalten sehen, das Problem wird nicht gelöst, sondern nur verschoben: Letztlich profitiert die Stadt als solche nicht von der Entscheidung der Bürger, weil die Gelegenheit verschenkt wurde, signifikant mehr bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Und das ist entscheidend in einer Stadt mit rapide steigenden Mieten und Grundstückspreisen; es zeigt, wie eng die Existenz der marginalen Räume der Stadt mit dem Recht auf eine Wohnung verknüpft ist. In einer Stadt, deren eine Hälfte eine sozialistische Vergangenheit hat und in der daher große Grundstücksflächen Eigentum von Genossenschaften oder in öffentlicher Hand sind, stellen sowohl ungenutzte Flächen als auch Wohnungen ein bedrohtes Gemeingut dar. Die Räume der Ungewissheit finden sich also, wie Jesko Fezer im letzten Beitrag des Buches vermutet, nicht nur draußen, sondern auch, und vielleicht sogar zunehmend, innerhalb der Häuser und Wohnblocks der Stadt. In diesem Kontext mag Berlins Image – zu dem auch

dieses Buch beiträgt – eine widersprüchliche Rolle spielen. Bilder der marginalen Räume der Stadt tragen zweifellos zum rücksichtslosen Kannibalisierungsprozess des zeitgenössischen Urbanismus bei. Das Bild von Berlin als einer Stadt der Imbissbuden und Stadtstrände hat längst seinen Weg in die Maschinerie der Stadtvermarktung gefunden: Berlin als die „arme, aber sexy“ Hauptstadt Europas. Nicht nur die Denkmäler und Sehenswürdigkeiten – von der Mauer und dem Fernsehturm bis zum gegenwärtig im Bau befindlichen Stadtschloss – stehen da wie wiederbelebte Geister einer vergangenen Gesellschaft. Das Gleiche gilt auch für die mit Graffiti bedeckten Hauswände, die mit Unkraut überwucherten unbebauten Grundstücke und die post-industriellen Brachen. Da aber die Geschichte ihre eigenen Ungewissheiten produziert, kann dieses Buch nicht ausschließen, dass sich die Zukunft Berlins ganz anders gestaltet und lässt uns mit einigen offenen Fragen zurück: Bleiben die marginalen Räume der Stadt bedeutend für den öffentlichen Raum, weil hier Platz ist für das Spontane und Unerwartete? Und ist die Stadt noch immer eine Märchenwelt – jenseits des Funktionalen, des Kontrollierten, des Beabsichtigten und des Geplanten?

I.
TEXTE

„Berlin zeigt, dass die Identität einer Stadt nicht in ihrer Architektur liegt, sondern neben ihr.“

Spaces of Uncertainty *Kenny Cupers und Markus Miessen*

Das Gelände für städtischen Raum Über die Identität einer Stadt nachzudenken, bedeutet, über die Ansammlung von Orten und Räumen nachzudenken, die diese Stadt bilden. Das Gegenteil davon wäre, die Identität einer Stadt über große Geschichten, Architekten, historische Personen oder irgendwelche anderen, klar erkennbaren Einflüsse zu definieren. Die Identität einer Stadt besteht in ihrem Kampf, ihre Alltagsaktivitäten zu regeln. Immer dann, wenn das institutionalisierte Ganze vom Alltag außer Kraft gesetzt wird, entstehen augenblickshafte Identitäten.

Im Fall von Berlin muss man über den unbewussten Gegensatz von Raum und Ort, von Standort und Projekt nachdenken. Dieser wird von narrativen Praktiken erzeugt, bei denen Architektur eine wichtige Rolle spielt. Architekten lieben es, Prognosen über die künftige Identität eines Ortes oder einer Stadt abzugeben. Nur selten setzen sie sich mit dem gegenwärtigen Zustand auseinander.

Beschäftigt man sich mit Identität, so muss man mit Blick auf die Architektur über Systeme der Repräsentation reden. Das architektonische Projekt ist eine Erzählform, die ein Bild produziert, genauer: das Bild eines Ortes. Das Produzieren von Architektur beruht auf der bewussten Konstruktion bestimmter Orte. Die architektonische Vision verwandelt Land in Grundstücke und Orte in Objekte, indem sie das Vorhandene dekonstruiert. Nur diese Transformation beschreibt das Entstehen von städtischem Grund, die Verschiebung von Raum zu Ort. Alternativ lässt sich *Raum* mit Michel de Certeau auch als Produkt aus Richtung, Geschwindigkeit und der Variabilität der Zeit, und damit als Konstrukt aus sich bewegenden Elementen, verstehen. Wie die gesprochene Sprache hängt *Raum* vom Kontext ab. *Ort* bedeutet in diesem Modell die Ordnung der Elemente, die Kraft, die das Koexistenzverhältnis bestimmt. An einem *Ort* können nie mehrere Elemente koexistieren: Der *Ort* ist eine strukturierte Ordnung von Elementen, die stets nebeneinander platziert werden. Während das Konzept des *Ortes* die Beständigkeit von Lage und Identität vorsieht, zeichnet sich *Raum* durch eine vektorielle Beschreibung dynamischer Kräfte aus.

Diese Konfiguration aus antagonistischen Konzepten wirft die Frage auf, wie städtische Identität im Rahmen der Unmittelbarkeit städtischen Bodens

entsteht und nicht durch Architektur und ihre offensichtliche Bildsprache generiert wird. Eine architektonische Zeichnung oder ein Projekt ist generell die Zukunftsvorstellung eines Ortes: die Geschichte eines Raumes, der zu einem Ort wird. Im Gegensatz dazu geht es bei der unmittelbaren Identität um die Wahrnehmung der Räume, die die Stadt bilden, und um all die Zukunftsvorstellungen und Erwartungen, die versuchen, die Identität der Stadt zugunsten einer einzigen Geschichte festzuschreiben. Unmittelbare Identität scheint durch die temporäre Nutzung nicht klar definierter Orte zu entstehen, von unbebauten Orten, für die es auch keine Planung gibt. In diesem Sinne ist Berlins Identität nur in geringem Maße durch Architektur geprägt, trotz aller Versuche, ihre Identität mithilfe von Architektur und ideologischer Stadtplanung zu formen. Berlin zeigt, dass die Identität einer Stadt nicht in ihrer Architektur liegt, sondern neben ihr. Jenseits der Architektur vernehmen wir die flüsternden Stimmen vergangener Gesellschaften, von Erinnerungen und Vorhersagen, die sich voneinander unterscheiden, aber nicht bewertet werden. Sie wohnen der Unbestimmtheit jedes künftigen Augenblicks inne, der keine Fragen ausschließt, sondern eine Vielzahl unmittelbarer Antworten zulässt.

Der öffentliche Raum und seine Ränder Der öffentliche Raum – mit seinen Kontrollmechanismen – hat ein anderes, das in der Instabilität und Undefiniertheit mancher Räume und Aktivitäten zu finden ist. Beide Sphären beeinflussen die Art und Weise, wie wir leben, wie wir kommunizieren und wie wir denken. Wie mehrdeutig sind unsere Wünsche, Träume und Zukunftsvorstellungen? Gefallen uns heute nur noch die sterilen Orte mit klar definierten Nutzungen? Sorgen die Designerläden, schicken Cafés und Einkaufspassagen wirklich für Befriedigung? Was ist mit den sozialen öffentlichen Räumen, die wir im Hinterkopf haben? Sind unterschiedliche Begegnungen, auch mit Nichtkonsumenten, die Alternative? Was ist mit den Jungen, den Ruhelosen, den Alten, den Armen und all denen, die aus den heutigen öffentlichen Räumen ausgeschlossen und damit aus der Gesellschaft verdrängt werden?

Der öffentliche Raum und Urbanität sind immer mit Unordnung, funktionaler Heterogenität und Vielfalt verbunden. Die wichtigste Eigenschaft der Metropole liegt in dieser Vielfalt jenseits physischer Grenzen. Der öffentliche Raum einer Stadt basiert auf einem Modell aus Konfrontation und Instabilität, denn er zeichnet sich aus durch Begegnungen und Auseinandersetzungen

zwischen Menschen. Öffentliche Räume sind Orte, wo der Einzelne und die Gemeinschaft sich, offen und ungeschützt, begegnen können – oder sollten das sein. Die funktionalen Einheiten, die hochgradig strukturierten, festgelegten und kontrollierten Räume der zeitgenössischen Stadt gefährden die wesentliche Eigenschaft der Stadt: ihre Offenheit und Unberechenbarkeit. Der Rand ist ein wesentlicher Aspekt des öffentlichen Raums, der all diese wesentlichen Eigenschaften bewahrt, weil er der bevorzugte Raum der Ungewissheit in der zeitgenössischen Stadt ist.

Das flüchtige andere Architekten träumen davon, zu bauen. Die zuversichtlichen Linien auf dem Zeichenbrett zeugen von Plänen für eine glänzende Zukunft.

Traditionell stehen Architekten seit jeher an vorderster Front im Krieg der modernen Gesellschaft gegen das Bestehende. Sie weisen den Weg zur Stadt von morgen, die sie entwerfen. Die treibende Kraft dabei ist der aufrichtige Glaube an Fortschritt. Die Wunschvorstellungen der Architekten zeugen aber nicht nur von einer Sensibilität gegenüber gesellschaftlichen Bedürfnissen, sondern auch von einer seltsamen, verborgenen Lust: Das Verlangen, zu bauen, wird getragen von einem Verlangen nach Macht. In dem Versuch, ihre persönlichen Träume als zukunftsträchtige Projekte zu verkaufen, schwelgen die Architekten in der Macht, die ihnen von der Gesellschaft übertragen wird. Um ihre gesellschaftliche Stellung zu wahren, muss diese Lust an der Macht versteckt werden. Das geschieht mithilfe von Ethik und Moral: Die Architekten verstehen ihre Macht als ein positives Werkzeug, mit dem sie die Welt zu einer besseren machen können. Ob bevormundend, ironisch, dogmatisch oder zynisch – die unterschiedlichen Formen der Vermittlung dieser moralischen Botschaft dienen alle dazu, den Architekten und sein Tun zu legitimieren.

Der Architekt fasst aber diese Wünsche falsch auf. Im Gegensatz zur Erwartung der Architekten – der Illusion, dass ihr aus Stein gebautes Kind die bewohnte Umwelt verbessern wird – bietet die Realität keine Garantie für eine bessere Zukunft. Das hat teilweise mit dem Spezifischen der architektonischen Produktion zu tun. Weil die Architektur daran gebunden ist, ihre Energie auf einen bestimmten Standort zu konzentrieren, bleiben immer Dinge unberücksichtigt. Diese Überbleibsel bilden einen Rand, eine marginale Lage, die letztlich vorübergehende Haltung, die für Machtlosigkeit steht oder